

Gestützt auf den Willen und die Hilfe des gesamten bulgarischen Volkes, wird diese Regierung auch die Voraussetzungen für die Einberufung einer Großen Volksversammlung schaffen, die die zukünftige Regierungsform Bulgariens bestimmen und die notwendigen verfassungsmäßigen und materiellen Garantien für die Freiheit, die Unabhängigkeit und das Aufblühen unserer Heimat schaffen wird.

Quelle: Dimitroff G. 1976: *Ausgewählte Werke*. Bd. 2. Frankfurt am Main, 233–235.

Milovan Đilas reflektiert über die Ermordung seiner Mutter und seiner Geschwister

Milovan Đilas (1911–1995) ist im Westen vor allem als Dissident und schonungsloser Kritiker des sozialistischen Systems seiner Heimat bekannt. Neben seinen literarischen Werken verfasste er auch Memoiren und Reflexionen – insbesondere über die Zeit des Zweiten Weltkriegs und den Partisanenkampf der Kommunisten in Jugoslawien. Die folgende Passage über die Ermordung seiner Mutter und seiner Geschwister ist ein erschütterndes Dokument über die Gräueltaten des Krieges.

Die Exekution

Wie ich schon sagte, kehrte sich der Hauptmann nicht an die Bitte meiner Mutter, sie zuerst zu töten. Mehr noch: er strengte sich gar nicht mehr an, in sie zu dringen, sich alles noch einmal zu überlegen. Es war, als wollte er herausfinden, ob eine Mutter tatsächlich so eine „Rabenmutter“ sein könne – er gebrauchte diesen Ausdruck –, ihre eigenen Kinder für einen gesetzlosen Atheisten zu opfern. Nach Zivkos Aussage zu schließen, wollte sich der Hauptmann, der dauernd mit der Reitgerte gegen seine Stiefel schlug, gerade durch das Ungeheuerliche, durch den Mord von Kindern vor den Augen ihrer Mutter, selbst hart machen und jede Unsicherheit in sich abtöten. „Gott ist mein Zeuge“, schwor Zivko, „er zwang sich dazu, zu lachen und Witze darüber zu reißen. Er war kein Teufel, aber der Teufel hatte ihn besessen und vergiftet.“

Natürlich versuchte der Strohkopf, das Weitere zu verschweigen und die Schuld an dem Mord dem Sergeanten in die Schuhe zu schieben. Aber da ich selbst von Bauern, die ich als Zeugen vernahm, gehört hatte, daß Hauptmann Manojlo einmal im Suff den Strohkopf als Täter bezeichnet hatte, war es nicht schwer, Zivko im Kreuzverhör zu einem Geständnis zu bringen. Der Hauptmann befahl Zivko, zuerst Bojana die Kehle durchzuschneiden. Während der Untersuchung suchte sich Zivko zu entschuldigen, er hatte für alles eine Ausrede: „Ich mußte es tun. Er hätte mich erschossen, wenn ich mich geweigert hätte.“

Und sicher hätte der Hauptmann auch so gehandelt. Der Strohkopf erging sich weiter in den üblichen Ausreden aller Henker: „Hätte ich es nicht getan, hätte es der Polizeisergeant erledigt. Er wartete nur darauf, und ich wäre umsonst gestorben ...“ Tatsächlich grinste der Polizist: „Was ist? Dürfen wir Männer nicht noch einen kleinen Spaß haben, bevor wir die kleine Hündin erledigen?“

Der Hauptmann schnitt ihm das Wort ab: „In meiner Truppe erschieße ich jeden, der’s versuchen sollte. Wir vergreifen uns nicht an Frauen, sondern wir vernichten unsere Feinde.“

Unzufrieden und beschämt setzte sich der Sergeant auf Bojanas Knie – ihre Hände waren ja schon gefesselt –, und Zivko schnitt ihr die Kehle durch. Meine Schwester versuchte nicht, sich zu wehren. Wenn ihr Körper

zitterte, war dies nur infolge des anfänglichen Schmerzes und wegen des Entsetzens, das ein lebendes Wesen vor dem Tod hat.

„Ich wollte sie im Gegensatz zu den anderen nicht quälen“, sagte Zivko. „Mein Messer war scharf wie eine Rasierklinge, und ich durchschnitt ihre Luftröhre mit einem einzigen Schnitt.“

Ich fragte sofort: „Du hast gesagt, der Hauptmann hätte dich dazu gezwungen, und jetzt hast du dein Messer schon vorher geschliffen?“

Er antwortete wie aus der Pistole geschossen: „Ich hatte erwartet, daß es gegen die Moslems ginge, wie es ja später auch der Fall war, und ich wollte nicht einmal sie leiden lassen, obwohl sie andersgläubig sind und weniger wert als ein Serbe und Christ. Es war Krieg – und im Krieg muß jeder töten, sobald es ihm befohlen ist.“

Meine Mutter weinte keine einzige Träne über Bojanas Tod. Sie war wie betäubt und gefühllos, als könnte sie nicht glauben, daß geschehen sei, was sie einige Augenblicke zuvor befürchtet hatte. Sie achtete nicht länger auf die Folterungen und Fragen des Hauptmanns. Sie betete nur mehr zu Gott, aber auch das nur gleichsam mechanisch, und warnte die Leute vor der Strafe Gottes.

Der Bub, der vielleicht als einziger geglaubt hatte, der Hauptmann würde seine Drohung nicht wahr machen, kniete vor Manojlo nieder, als er seine gemordete Schwester sah, und begann zu weinen und zu betteln: „Ich bin unschuldig. Ich weiß nichts. Mama weiß, daß ich von nichts weiß.“

Seine Mutter gab darauf keine Antwort, sondern fuhr fort, ihre Gebete und Flüche zu murmeln. Es kam Zivko vor, als zögerte der Hauptmann für einen Augenblick. Er stieß den Jungen nicht mit seinen Stiefeln weg. Doch der Sergeant packte den Knaben, warf ihn zu Boden, setzte sich auf seine Beine und hielt seine Hände mit seinen schmierigen Pranken am Rücken fest. Der Strohkopf ging auf den Jüngsten, der sich nicht länger zur Wehr setzte, zu, bog seinen Kopf zurück und schnitt ihm ebenfalls die Kehle durch. Zivko erinnerte sich bis in das kleinste Detail: wie der Bub plötzlich zu betteln und zu weinen aufhörte, seine Augen verdrehte, zitternd nach Atem rang und plötzlich in einem Blutstrom aufschrie. Die Mutter starrte fassungslos auf ihr gemordetes Kind. Sie wimmerte, ohne zu begreifen, bis sie selbst unter dem Messer lag. Niemand setzte sich auf ihre Beine, obwohl sie wie eine Verrückte um sich schlug, während ihr der Sergeant das Messer in die Kehle rampte und es in der Wunde umdrehte, bis er die Luftröhre und die Schlagader durchgeschnitten hatte.

„So war es“, sagte Zivko. „Er hatte so viele Leute gequält und gefoltert, er fürchtete sich vor niemandem, und trotzdem konnte er nicht einmal einen Hals abschneiden. Ich habe Marija nicht umgebracht. Ich bat den Hauptmann: Ich kann es nicht tun – wir haben zusammen als Kinder das Vieh gehütet.“ Als alles vorüber war, befahl der Kapitän, die Nahrungsmittel, Hausgeräte und das Bettzeug aus dem Haus zu schaffen. Dann legte der Strohkopf Feuer an das Haus. Sie luden unsere Sachen auf Packesel und trieben das Vieh fort. Die Rinder brüllten, als sie ihre Ställe verlassen mußten.

Obwohl Zivko nicht tapfer war, bin ich überzeugt, daß er das alles nicht aus Angst vor dem Hauptmann getan hatte, sondern daß er diese Angst vor uns und vielleicht auch vor sich selbst als Ausrede nahm. Irgend etwas Unkontrolliertes, stärker als Leben und Tod, hatte seine Klinge gewetzt und seine Hand geführt. Zum Beispiel konnte er nicht erklären, warum man meinen Leuten die Kehlen abgeschnitten hatte, statt sie zu erschießen. Mir scheint diese Mordart entsetzlicher, da sie den Henker in eine direkte, sinnliche Beziehung zu seinem Opfer bringt; das Opfer muß festgehalten werden, und das Blut spritzt auf die Hände und manchmal ins Gesicht. Zivko war nicht nur unfähig, diesen Unterschied zu begreifen, sondern hielt darüber hinaus das Halsabschneiden für völlig natürlich, fast für eine Art kultischen Opfers, wie man an

Feiertagen ein Lamm oder einen Hahn schlachtet. Sein Opfer schien ihm unpersönlich, fast als wäre es kein Mensch und als würde es seinen Henker heiligen und ihn von seinen Sünden befreien. Und tatsächlich wurde der Mord durch das Messer sozusagen ein Teil der Ideologie der Konterrevolutionäre, ein Erbe aus der Zeit der Blutopfer oder jener Zeit, als es hierzulande noch keine Feuerwaffen gab. Einem Angehörigen eines anderen Glaubens die Kehle durchzuschneiden war nicht nur die Vernichtung eines Feindes, sondern der Mörder wurde durch diese direkte Beziehung zu seinem Opfer, durch das Bad in dessen Blut, gleichzeitig von jeder Schuld erlöst. In manchen Gegenden tauchte die Gemeinde sogar Brotstücke in das Blut eines gemordeten Gefangenen und hielt auf diese Weise eine Art Kommunion ab. Das alles wußte ich, wenn ich es auch nicht verstehen konnte.

Ich führte die Verhandlung weniger aus Neugier, sondern um mir und meinen Kameraden, und vielleicht auch Zivko selbst, die ganze Entsetzlichkeit seines Verhaltens klarzumachen. Er verteidigte sich mit der Erklärung: „Du verstehst mich nicht. Du lebst in einer anderen Zeit und hast einen anderen Glauben. Ihr bringt anders um.“

Er erklärte, daß sich jeder Mensch ändert in dem Augenblick, da er an einem Mord teilnimmt, ohne daß es eine Rolle spielt, wer gemordet wird und wie. „Man verliert nicht den Kopf dabei“, fuhr er fort. „Im Gegenteil, man wird sich seiner selbst erst bewußt. Es ist, als wäre man jemand anderes und würde es selbst gar nicht tun. Wenn man das erste Mal das Blut eines Menschen sieht, ist man verwirrt und traurig, aber dann bedeutet es nichts mehr, es ist eher schön, so als könnte man jetzt jedes Lebewesen umbringen.“

Eines war immerhin sicher: Zivko fühlte sich trotz seines Geständnisses nicht schuldig. Vielmehr schien er von etwas Unbekanntem besessen gewesen zu sein. Wenn ihn beispielsweise ein frommer Mensch auf seine Sünde aufmerksam gemacht hätte, wäre etwas in ihm aufgebrochen und er hätte sich in Rechtfertigungen und Entschuldigungen ergangen. Obwohl er Lüge, Diebstahl und Raub, von Mord gar nicht zu reden, im Frieden nicht nur als Sünde, sondern auch als menschenunwürdig ansah, erschien ihm das Blutbad meiner Familie – er hatte später auch viele Moslems auf diese Weise umgebracht – als zwar unmenschlich und sündhaft, aber durchaus verzeihlich, da er es aufgrund eines Befehls getan hatte und aus einem inneren Zwang, der von ihm selbst unabhängig war. Nicht nur ich als Kämpfer und alle Moslems, sondern auch meine Familie schien ihm als tödliche Gefahr und Stein im Weg zu einem heiligen, unbestimmten Glauben an irgendein vollkommenes Leben.

Natürlich bezog er das nicht auf sich persönlich – er hätte nie ein Verbrechen auf sich allein bezogen –, sondern auf seinen Glauben, die Welt, zu der er gehörte oder zu gehören sich einbildete. Auch das rechtfertigte er: „Ist da ein Unterschied, wenn ich einen Nachbarn wegen eines Vergehens töte? Glaubensbekenntnisse und Völker kämpfen immer untereinander. Entweder ich töte oder ich werde getötet.“

Beute war unwichtig und hatte auch nichts mit seinen Verbrechen zu tun. Er hat nicht einmal eine Kleinigkeit aus meinem Haus gestohlen. Moslems hatte er zwar geplündert, aber nur gelegentlich, beim Brandschatzen und Morden, wenn sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, ihnen anzutun, was sie vorher seiner oder anderen Gemeinschaften zugefügt hatten. Seine Gier nach dem Besitz der Moslems war sicher sehr stark, wenn auch unpersönlich – es war eher der Drang, seinen Glauben und seine Rasse in neuen Gebieten ausbreiten zu können. Aber auch ohne das hätte er die Moslems getötet und vertrieben. Er versuchte gar nicht, ein Hehl daraus zu machen.

Er war sicher, erschossen zu werden, weniger, weil er es verdient hatte, sondern weil die neuen Machthaber auch weit geringere Verbrechen auf diese Art zu bestrafen pflegten. Hätte ich andererseits gesagt: „Wir wollen dich freilassen und dir verzeihen“, hätte er es als völlig natürlich angesehen. Während des ganzen

Verhörs nannte er mich „Herr Lehrer“, als wäre er immer mein Schuldiener gewesen und nie etwas zwischen uns geschehen. Er schien mich keineswegs zu hassen, obwohl er auch meine Kehle, ohne mit der Wimper zu zucken, durchschnitten hätte, als würde er mir damit eine Ehre erweisen oder eine Freude machen. Ich habe nicht den Ehrgeiz, Verbrechen und ihre Ursachen erklären zu wollen, und ich könnte es auch nicht, besonders nicht das Vergehen Zivkos. Auch in diesem Fall tat ich nur meine Pflicht. Ich strafte, was allgemein als Verbrechen galt, und habe es als Episode aus meiner eigenen Geschichte erzählt.

Als wir Zivko auf den Hinrichtungsplatz brachten, war uns klar, daß es ihm weniger um sein Leben leid tat als um die Welt in ihm, von der er geträumt hatte. Wir stellten ihn an die Wand meines Hauses, als Zeichen, daß er nun doch der Gerechtigkeit anheimgefallen sei, und kurz bevor der Feuerbefehl gegeben wurde, reckte sich seine schmale, abgezehrte Dienerggestalt. Er hob den Kopf und sah zu den schroffen Berggipfeln hinter uns, wo die Luft in der Hitze zitterte, dann zischte er: „Jetzt seid ihr dran. Ich hätte das gleiche getan.“ In diesem Augenblick wußte ich, daß es für mich keine Freude mehr gab und daß meine Vergangenheit für immer verloren war.

Quelle: Dilas M. 1970: *Die Exekution und andere Erzählungen*. Darmstadt, 166–172.

Der Zweite Weltkrieg in Albanien – gesehen mit den Augen eines Kindes

Der Roman „Chronik in Stein“ des weltbekannten albanischen Autors Ismail Kadare trägt stark autobiografische Züge. Der 1936 in Gjirokastra geborene Schriftsteller schildert das tägliche Leben in der Stadt vor und während des Zweiten Weltkriegs aus der Sicht eines Kindes: den Einmarsch der Italiener 1939, den Kriegsausbruch, die Kapitulation Griechenlands, die Niederlage Italiens sowie die kurze deutsche Besatzungszeit und den Sieg der kommunistischen Partisanen. Die kindliche Perspektive vermengt dabei Weltpolitik mit Alltagsleben, Historisches und chronikale Ereignisse, technische Errungenschaften und uralten Aberglauben. Durch diese Erzählweise gewinnen die Schilderungen Kadares nicht nur an Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit, sie heben sich auch wohltuend von den zahlreichen anderen albanischen Romanen über die Kriegszeit ab, die im Stil des sozialistischen Realismus vor allem der Glorifizierung der Partisanen dienen. Die Bedeutung Ismail Kadares für Albanien ist überragend. Seine Romane gelten als Meisterwerke der albanischen Literatur und nehmen auch im Schulunterricht breiten Raum ein. Da Kadares Werke hauptsächlich historische Themen behandeln, beeinflussen sie auch das Geschichtsbild sehr vieler Albaner nachhaltig.

Chronik in Stein

Wieder zogen die Italiener in die Stadt ein. Eines Morgens war die Landstraße voll von Maultieren, Soldatenkarawanen und Kanonen. Das Kreuz Griechenlands auf dem Gefängnisturm wurde eingeholt, und man hißte erneut Italiens Trikolore mit dem Likatorenbündel.

Es war gleich zu erkennen, daß dies kein Einmarsch auf Zeit war. Gleich nach der Armee trafen nacheinander die Luftschuttsirene, der Scheinwerfer, die Flugabwehrbatterie, die Nonnen, die Mädchen aus dem öffentlichen Haus ein. Nur der Flugplatz füllte sich nicht mehr. Anstatt der Kampfflugzeuge kam ein eigenartiges orangerotes Flugzeug mit feister Schnauze und abscheulichen Stummelflügeln, das die Leute „Bulldogge“ taufte. Es irrte einsam über den Flugplatz, wie eine Waise.